

Hintergrund

Meinungen

Ausser Rand und Band
Wie soll man Banken zähmen?
Die Ratschläge von Starökonom
Martin Wolf **18**

Hilfe, die Set-Jetter kommen!
Iseltwald am Brienersee wird
von Koreanern überrannt.
Wegen eines Bootsstegs **20**

Wut auf die CS ist verständlich, darf aber nicht die Sinne vernebeln



Das Ende der Credit Suisse gilt vielen als Mahnmal nationaler Schande – zu Unrecht. Die staatlich verfügte Zwangsheirat ist ein Bravourstück in Krisenbewältigung. Darauf sollte die künftige Regulierung der Banken aufbauen, schreibt Guido Schätti

Wer wäre nicht zerknirscht: Mehr als ein Jahrzehnt lang bastelten die Parlamentarier an einem Gesetz, das eine Entsorgung maroder Grossbanken garantieren sollte, ohne dass der Steuerzahler die Scherben aufputzen muss. Und beim ersten Testfall wird es per Notrecht selber entsorgt.

Verständlich, dass Politikerinnen und Politiker – und mit ihnen weite Teile der Bevölkerung – frustriert sind. Nachvollziehbar auch, dass der Nationalrat den Milliardenkrediten diese Woche die Zustimmung verweigerte. Man mag dies als Ohrfeige für Finanzministerin Karin Keller-Sutter sehen, tatsächlich ist es ein Glücksfall: Eine Ablehnung ohne reale Folgen ist weit besser als eine unter teuren Zugeständnissen erkaufte Zustimmung von SP und SVP.

Bereits nach der UBS-Rettung vor 15 Jahren versank die Schweiz in einer nationalen Depression. Der Nationalrat forderte die Einsetzung einer PUK, die das Versagen der Behörden aufarbeiten sollte. An die Arbeit geschickt wurde sie nie, und je mehr Finanzinstitute weltweit Staatshilfe benötigten, desto mehr dämmerte die Einsicht: So schlecht war die Schweizer Lösung nicht. Diesmal dürfte es ähnlich laufen.

Denn man darf sich nichts vormachen: Die CS hatte seit der Finanzkrise kein funktionierendes Geschäftsmodell mehr. Die schärferen Kapitalvorschriften machten spekulative Geschäfte unrentabel, gleichzeitig war die Vermögensverwaltung zu schwach, um den Koloss allein zu tragen. Sämtliche Versuche, neue Ertragsquellen zu erschliessen, scheiterten. Die Epidemie der Skandale war die logische Folge der strategischen Sackgasse. Sie zwang die CS-Manager dazu, systematisch überriessene Risiken einzugehen.

Die CS war zuletzt eine Bank ohne Plan, ohne Zukunft, ohne Gegenwart – aber mit dem Potenzial, eine globale Finanzkrise auszulösen. Die Troika aus Finanzdepartement, Finanzmarktaufsicht und Nationalbank entschärfte diese Zeitbombe an einem Wochenende. Innerhalb von 36 Stunden liessen sie eine gescheiterte Bank verschwinden. Das ist nichts, wofür man sich schämen müsste.

Keine andere Variante hätte das Problem auch nur annähernd so elegant gelöst. Beispiel Verstaatlichung: Das Trauerspiel der Postfinance zeigt, dass Politiker ungeeignet sind, eine Bank zu führen. Eine CS in Staatsbesitz wäre eine Einladung gewesen, sie mit allerlei möglichen und unmöglichen Auflagen einzudecken – von Boni-Verboten über Klimaschutz bis zu veganen Kantinen. Der Bund hätte einen Klotz am Bein gehabt, den er nie mehr losgeworden wäre.

Die Abwicklung gemäss «Too big to fail»-Gesetz wäre möglich gewesen, hätte den Todeskampf aber auf Jahre hinaus verlängert und den Ruf des Finanzplatzes ruiniert. Nur die Schweizer, so hätten die gleichen Kreise kritisiert, die nun den Griff zu Notrecht anprangern, können so naiv sein, sich sklavisch an ein Gesetz zu halten, das nie erprobt wurde.

Die CS-Auflösung beweist, dass die Schweiz Krise kann. Die Intervention ist ein Bravourstück staatlicher Handlungsfähigkeit – und ein Erfolg der neuen Bankenregulierung. Dank rigiden Kapitalvorschriften landete die CS äusserlich gesund auf dem Sterbebett. Dennoch braucht es weitere Anpassungen. Drei Punkte stehen dabei im Vordergrund:

Ohne Staat lassen sich systemrelevante Institute nicht regulieren: Dass sich Grossbanken aus eigener Kraft aus einer existenziellen Krise retten können, war das Versprechen der «Too big to fail»-Gesetzgebung. Der



Die UBS scheiterte an fehlendem Kapital, die CS an der Liquidität, wo der nächste Fallstrick ist, wissen wir nicht.

Fall CS hat es als Illusion entlarvt. Ein Bank-Run, das ist die erste Lehre, lässt sich nur stoppen, wenn der Staat Garantien abgibt. International ist dies bereits Standard. Der Bundesrat hat die Gesetzesänderung vor einem Jahr angestossen, leider liess er sich zu viel Zeit bei der Umsetzung.

Zweitens braucht die Aufsicht zusätzliche Kompetenzen: Es gehört zu den Heucheleien des Politbetriebes, die Finma zu beschuldigen, dieser aber gleichzeitig schärfere Mittel zu verweigern. Das muss sich ändern: Die Aufsicht muss bei schlimmen und wiederholten Vergehen Bussen verteilen können, die schmerzen – das ist die Sprache, die Banker am besten verstehen. Zudem muss sie von ihrem Maulkorb befreit werden. Sie soll Täter und Missstände klar benennen dürfen.

Drittens wird die nächste Krise anders sein: Die UBS scheiterte an fehlendem Kapital, die CS an der Liquidität, wo der nächste Fallstrick ist, wissen wir nicht. Dass die Anforderungen bei steigender Grösse überproportional steigen, ist richtig, sie dürfen aber nicht prohibitiv sein. Die Schweiz hat eine einzigartige Dichte an multinationalen Unternehmen. Sie sind auf global tätige Banken angewiesen. Nur die Reichtümer der Vergangenheit zu verwalten, genügt nicht, die Schweiz muss die Zukunft gestalten: Dafür braucht es ein Investment-Banking, das der Realwirtschaft dient.

Das plötzliche Ende der CS war ein Schock. Bisher konzentrierte sich der Sturm auf die USA und die Schweiz, doch die rasant steigenden Zinsen könnten Institute in weiteren Ländern in Schieflage bringen. Der Chefökonom des Internationalen Währungsfonds warnte diese Woche vor einer globalen Bankenkrise. Die Schweiz hat wenig davon zu befürchten. Sie hat den grössten Störfaktor bereits ausgeschaltet.

Retterin der Rehe

Nicole Berger, Emmentaler Agraringenieurin, bastelt gerne für jedes Problem ihre eigene Lösung. Ihr ist es zu verdanken, dass in diesen Wochen wieder Hunderte Rehkitze vor dem Tod in den Mähmaschinen gerettet werden.

Von Daniel Friedli

Gib mir ein Problem, und ich löse es für dich.» Nicole Berger hat dieses Motto vom Vater gelernt und es zu ihrem gemacht. Doch als ihr der Chef damals sagte, sie solle sich doch um das Problem der Rehkitze kümmern, die jeden Frühling zu Tausenden beim Mähen getötet werden, dachte die Agraringenieurin zuerst: «Rehe? Wieso muss ich das Meitli-Zeugs machen?»

Heute ist Berger stolz darauf, wie sie die Aufgabe gelöst hat, dass gestützt darauf schon über 8000 Rehe gerettet werden konnten und dass bald wieder zahlreiche Freiwillige ausrücken werden, um die Jungtiere dieses Frühling zu schützen. «Es ist ein schönes Gefühl», sagt sie.

Die Retterin der Rehe lebt, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, in einem abgelegenen Weiler im Emmental. Sie ist ausgesprochen herzlich, tischt sofort Guetsli auf und bietet das Du an, bevor sie zu erzählen beginnt. Hier, auf einem alten Bauernhof, hat sie 2017 mit ihrem Mann Walter den Verein Rehkitzrettung Schweiz gegründet. Begonnen haben sie zu fünft, zur ersten Generalversammlung kamen neun Teilnehmende. Heute zählt der Verein 781 Mitglieder, zuletzt waren 400 Teams in seinem Namen unterwegs, um landesweit Rehkitze vor den Messern der Mähmaschinen zu bewahren.

Wie man das am besten macht, das war das Problem, das Berger vor über zehn Jahren an der Berner Hochschule für Agrarwissenschaften gestellt bekam. Und es ist ein äusserst blutiges: Rehgeissen gebären ihre Kitze im hohen Gras, wo sich diese gut getarnt und geruchlos die ersten Wochen verstecken. Doch bei der Mahd wird, was die Natur zum Schutz vor Feinden gedacht hat, zum Verderben: Die Tiere besitzen einen ausgeprägten Drückinstinkt, sie pressen sich bei Gefahr regungslos an den Boden und fliehen, wenn überhaupt, erst in letzter Sekunde. Beides ist fatal. Die Kitze werden von den Mähmaschi-



Dereinst, sagt sie, werde jeder Bauernhof seine Drohne haben – für die verschiedensten Aufgaben.

nen ganz zerstückelt oder beim Wegrennen schwer verletzt.

Zuvor versuchten Bauern und Jäger, die Rehe vor dem Mähen mit Lärm, Düften oder Hunden zu verschrecken, mit mässigem Erfolg. Berger setzte nun auf etwas, das es damals noch gar nicht richtig gab: auf Drohnen. Das erste Modell für ihre Studie kaufte sie Tüftlern vom Chaos-Computer-Club ab. Perfektioniert hat sie es mit ihrem Mann, mit dem sie ein eingespieltes Bastler-Duo bildet. Die beiden haben sich einst an einer WM für Liegevelofahrer kennengelernt, jeder mit einem selbst gebastelten und geschweissten Gefährt.

Nun erlernen die beiden stundenlang das Drohnenfliegen, was nicht immer ohne Mate-

rialschaden ging. Die Idee aber funktionierte. In ihrer Studie kam Berger zum Schluss, dass Drohnen mit Wärmebildkameras die Rehkitze am besten orten können. Jahrelang taten sie und ihr Mann nun jeden Frühling, was auch dieses Jahr wieder zahlreiche freiwillige Nachfolger tun werden: Mitten in der Nacht aufstehen, um 5 Uhr beim ersten Feld sein, so schnell wie möglich so viele Felder wie möglich abfliegen und die entdeckten Kitze in Sicherheit bringen – bis die Sonne so stark wärmt, dass die Wärmebildkamera nichts mehr anzeigt.

Technik im Dienst von Natur und Landwirtschaft – die Kombination fasziniert Berger bis heute. Dereinst, sagt sie, werde jeder Bauernhof seine Drohne haben, die verschiedenste Aufgaben übernimmt, auch Blacken anzeigen, Nützlinge ausbringen oder die Reife des Getreides prüfen. An dieser Vision wollte sie selber mitarbeiten und wechselte darum als Innovationsmanagerin zum Agrarkonzern Fenaco. Doch es war ein Missverständnis. Statt als Entwicklerin war sie dort primär als Verkäuferin gefragt. «Doch dafür bin ich viel zu ehrlich», lacht sie.

Also widmete sich die Vielseitige, die sich auch schon zur Landwirtin und zur Primarlehrerin ausbilden liess, ihrer zweiten Leidenschaft, den Pferden. Heute kümmert sie sich als selbständige Pferdeflüsterin um traumatisierte Pferde, wobei das nichts mit Flüstern zu tun habe, aber viel mit dem Lesen der Pferde.

Auf Rehkitzsuche geht Berger nicht mehr, auch aus emotionalen Gründen. Nie wird die 54-Jährige den Morgen vergessen, als sie sieben Kitze in einem Feld geortet hatten, aber nach der Rettung des sechsten im ganzen Stress keine Zeit mehr blieb. Das letzte Kitze erwischte der Mäher. Seither kann Berger nicht mehr aufs Feld, schon der Gedanke daran schüttelt sie. «Ich weiss, das ist nicht rational», sagt sie. Aber gegen solch emotionale Verletzungen kann auch die beste Bastlerin nichts ausrichten.

